

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 30

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 3. Fortsetzung.

Bubenberg wagte den Wunsch auszudrücken, zunächst einmal ins Hotel zu fahren. Emrulah erwiderte, das sei vollkommen ausgeschlossen. Die Aufgaben, die auf ihn warteten, seien viel zu dringlich, der Minister brenne darauf, ihn kennen zu lernen. Er müsse zunächst einmal zur hohen Pforte fahren. Nach der Audienz stünde er ihm gerne zur Verfügung, um ihn in das Hotel zu bringen. Außerdem habe Djavid Pascha, soviel er wisse, bereits für ihn ein kleines Haus gemietet, um ihn vor dem Lärm und der Neugier des Publikums zu schützen.

Die Fahrt nach dem Ministerium vollzog sich in der Karosse des Ministers. Bubenberg gewann den schmeichelhaften Eindruck, daß Wohl und Wehe des Staatswesens nur auf seinen Schultern ruhe.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, stürzte ein alter Mann, der scheinbar zufällig vorüberging, auf den Schlag des Wagens zu, führte die Hand zur Stirn und machte eine fast dem Kniefall ähnliche Verbeugung: „Aman, Aman, Pascha Effendim!“

„Pascha Effendim!“ Einer der klingenden Zaubersprüche des Orients. „Pascha Effendim!“ Bubenberg war gerührt.

Er sah zurück.

Der alte Mann stand noch immer gebückt an derselben Stelle und schaute ihrer Staubwolke nach, so demutsvoll, als blicke er gen Mekka. Seine vielfach geflickte Hose wurde durch eine rote Schärpe zusammengehalten. Das bunte Hemd hauchte sich wie eine Bluse, darüber trug er einen festen Wollrock, trotz der Hitze. Sein Haar war schneeweiß. „Pascha Effendim!“ Eine Prophezeiung?

Der Unterstaatssekretär lächelte wohlwollend und wissend: „Gute Vorbedeutung; Gott will Ihnen wohl!“ Emrulah wußte, wie man einen Empfang inszeniert; er hatte öfter künftige Paschas abzuholen.

Die Räder hüpfen über das Eierpflaster. Auf dem Rutschbock saß neben dem Rutscher der Kawasse in feierlicher Empfangshaltung mit verschränkten Armen; bei den überraschenden Wendungen des Wagens wollte dies gelernt sein. Alle Vorübergehenden grüßten ehrerbietig das Gefährt.

Es war aber noch nicht um die dritte scharfe Ecke gebogen, als der Effendi Unterstaatssekretär Bubenberg zu verstehen gab, daß weder Allah, noch der Sultan, noch das jungtürkische Komitee seit dem Umsturz Gehalt geschickt habe, und daß die ganze Beamtschaft des Ministeriums seine Ankunft herbeisehne, wie den ersten Regen nach der Sommerdürre.

Bubenberg wagte den Gedanken auszusprechen, daß er gekommen sei, um Kraftwerke zu bauen und Geld auszugeben, nicht um zu bringen. Das Veranlassen von Ausschreibungen für öffentliche Neubauten koste naturnotwendig Geld. Der Effendi belehrte ihn aber mit einem listigen Zinkern seiner Melonenaugen, daß das Veranlassen öffentlicher Ausschreibungen gerade die Haupteinnahmequelle seines Ressorts sei. Von der Ankunft des Schweizers hoffe man einen starken Zuzug neuer Unternehmer, die dann Einblicke in die Pläne der Konkurrenz nehmen und bezahlen müßten.

Bubenberg begriff nicht, daß weder der Sultan noch das Komitee diesem Effendi die seidene Schnur geschickt hatte, wenigstens auf dieser ersten Fahrt begriff er es nicht. Auf der zweiten, der vom Ministerium in sein Hotel, waren ihm schon einige Vorurteile genommen.

Sie fuhren im Trab die steile Straße hinauf, deren linke Seite von der hohen Serailmauer eingenommen wurde. Emrulah deutete würdig auf ein zur Rechten auftauchendes, zweistöckiges Gebäude. Auf dem ansteigenden Gelände dahinter waren ähnliche Bauwerke übereinander geschichtet. Nackte Fassaden, deren Fuß abbröckelte, mit viereckigen Fenstern, vermorst, verwahrlost, in Erwartung eines Erdstoßes oder einer Feuersbrunst, das Ministerium.

Beim Durchschreiten des Gebäudes hatte Bubenberg zunächst den Eindruck, daß alle Zimmer und alle Gänge eigentlich nur Wartezimmer und Vorräume des Ministers seien, denn überall saßen die Petenten, und an jeder Tür lauerten die Ministerialbeamten auf die Gelegenheit, ihre Schützlinge ein Stück näher an das Zimmer des Ministers zu schieben.

Aus jeder Oeffnung wurde er im Vorübergehen von einem würdigen Rat begrüßt. Sie waren alle in weite, ehemals schwarze Gehröcke gekleidet und trugen kahnförmige, ausgestreute Schuhe. Die Hosen hingen um ihre Beine herum. Sie begleiteten ihre ‚Salemliks‘ mit einer tiefausholenden Verbeugung nach vorn, als ob sie wie ihre Vorfahren Erde aufheben und mit Asche Brust und Stirn betupfen wollten. Ihre Gehröcke berührten dabei den Boden und verdeckten die Hosen, so daß sie ausfahen wie große schwarze Säcke, mit roten Bünden oben zugeschnürt. In allen Gängen bewegten sich Wandlerhändler, Kawadschis, Helwadschis, Verkäufer von Erdnüssen und Sonnenblumenkernen. Im Unterschied zu den Straßenhändlern hasteten sie in angestrengtem Schweigen vorüber und ersehten durch Gebärden, was sie nicht ausschreien durften. Jeder Beamte war damit beschäftigt, Sonnenblumenkerne zu kauen. Mit den aus der tiefsten Verbeugung wurde man ab und zu mit einer Schale angespußt.

Je näher sie dem Minister kamen, desto dichter stauten sich die Menschen. Im letzten Wartezimmer schien der Diensttuende dem Ansturm nicht mehr gewachsen zu sein. Er ließ zunächst erst einmal alle stehen, breitete ein Stück braunes Packpapier unter sich aus und begann auf diesem improvisierten Gebetteppich Allah anzurufen. Bis hierher waren bereits einige Europäer vorgeedrungen, gleichen Typs wie die im Orientexpress, alle mit geschwellten Aktenmappen.

Nächst der Tür stand ein baumgroßer Russe; er maß mehr als zwei Meter und schien sich an diesem Ort sehr genau auszukennen. Er hatte die Hände in die Hosentaschen vergraben, ein Notizbuch schaute ihm zur Rocktasche heraus. Es war Golnakow, der Korrespondent der ‚Nowaja Wremja‘, nächst seinem Botschafter der mächtigste Vertreter seines Landes. Manchmal sogar mächtiger als der Botschafter. Er unterhielt sich gelegentlich mit einem drei Köse hohen Mann im Kasan, mit Hulussi, dem Vermittler aller großen Geschäfte. Hulussi konnte

das Kamel durch das Nadelöhr zaubern; durch seine Hände rannen die Balschischs der Paschas. Er verdiente angeblich selber nichts. „Mein Gewinn ist nur der Goldstaub“, pflegte er zu sagen, indem er sich die innere Handfläche betrachtete und mit einem Luch scheuerte.

Sobald der Diener sein Gebet vollendet hatte — ihn zu stören wäre unmöglich gewesen — öffneten sich über Bubenbergs und den Unterstaatssekretär die Pforten des Heiligtums. Sogar Golsnaw und Hulussi wurden an diesem geweihten Tage zurückgestellt.

Der Minister war ein junger Mann, noch nicht vierzig. Er sah an einem riesengroßen Diplomatentisch. Rechts und links von ihm, doch so weit entfernt, daß er sich frei bewegen konnte, türmten sich zwei Altkenberg. In der Mitte auf der Schreibmappe stand ein Teller mit Pudding, den er gerade aß.

„Gut, daß Sie da sind! Das ist meine Arbeit!“

Nach dieser Begrüßung schlug er rechts und links auf die beiden Altkenberg, die sich täglich um ein paar Papierbündel erhöhten. Diese Bewegung war wirklich seine Arbeit. Im übrigen war er der Sohn eines sehr reichen Mannes, den die neue Regierung wegen seiner Kreditmöglichkeiten brauchte, auch besserer Bücherammler. Die eigentlichen Führer der jungtürkischen Bewegung übten eine weise Zurückhaltung bei der Besetzung der hohen Posten.

Bubenbergs erklärte Seiner Exzellenz, daß ihn die aufgestapelten Projekte nichts angingen. Er hätte seine eigenen Vorschläge zu machen. Der Minister lutschte an seinem Rüssel und schaute vom rechten auf den linken Haufen. Er suchte die Stelle, an der Bubenbergs Pläne verstaubt werden sollten.

Es wurde ihm eine Tasse Kaffee angeboten und über Bubenbergs Titel verhandelt. Vom Gehalt war keine Rede.

„Bis wann können Sie die Straßenbahn fertig haben?“ frug der Minister ganz unvermittelt.

Emrulah hatte bisher schweigend dabei gegessen. Er sah aber, daß er nun eingreifen müsse, um nicht eine abendländisch deutliche Antwort heraufzubeschwören. Bubenbergs hatte doch vom Straßenbahnbau keine Ahnung. Der Staatssekretär erwiderte an seiner Stelle, Bubenbergs sei völlig überrascht, daß der Minister ihm diese hohe Aufgabe anvertraut habe. Er müsse sich nun überlegen, wie er es anfangs, ihr gerecht zu werden. Von Stund an werde der Effendi die Straßen Konstantinopels untersuchen, ob sie solche selbstfahrenden Wagen trügen und in welchem Lande und bei welcher Firma man sie bestelle.

„Alle Entscheidungen fallen durch mich“, schloß der Minister. „Immer nur nach öffentlicher Ausschreibung!“

Inzwischen war er mit seinem Pudding fertig geworden. Er erhob sich und verbeugte sich leicht zum Abschied. Der Unterstaatssekretär begleitete Bubenbergs durch die Gänge und Wohnzimmer wieder zurück. Überall flüsterte man sich seinen Namen zu und schrieb ihn ins Notizbuch.

Unten vor der Ausfahrt wartete ein Türke in der Höhe des für Bubenbergs bestimmten Wagens, aber zunächst noch in unbeteiligten Vornehmheit. Er sah genau so aus, wie die Beamten drinnen im Ministerium. Als Emrulah sich näherte, geriet der neue Mann in Bewegung, holte seinen tiefen Gruß von der Erde und setzte sich dann ohne ein Wort zu sagen, oder abzuwarten, neben den Rutscher. Es war der von Djavid geworbene Nazir, der Bubenbergs Intendant, Diener und Koch, alles in einem, werden sollte.

Emrulah verabchiedete sich, förmlich, wortkarg, der Wichtigkeit des Staatssekretariats bewußt:

„Sie sehen, Effendi, wie notwendig es war, daß der Minister Sie sofort empfing. Sie haben jetzt Ihren Charakter, man kennt Sie!“

Die Pferde zogen an. „Halt!“ rief Bubenbergs, „Wohin?“ Das wußte weder Nazir noch Rutscher. Sie wären aber so lange gefahren, als es dem Effendi gefällig war. Bubenbergs bekam einen Wutanfall. Sein Zorn mußte heraus. Das Gespann wartete geduldig, bis er erschöpft war. Und dann fuhr es ihn in das Pera-Hotel.

Es ging steil bergab, die Straße zwischen der Hohen Pforte und der Serailwand. Wie die chinesische Mauer ragte das drohende Quadergetümm über die Häuser der kleinen Sterblichen hinweg. Hinter diesem Bollwerk gab es damals nur den einen Herrn und seinen Willen, die erste Revolution öffnete es nicht.

In rasender Fahrt ließ der Rutscher die Pferde hinabsaufen. Die Bremsen blieben weit offen, die Räder rollten heiß und heiß, wie Bubenbergs Zorn, den freilich das Interesse für die Sultansburg sofort ablenkte. Blind schoß das Gefährt mitten in das Gewühl eines großen Platzes hinaus. Dort keilte es sich. Gott sei Dank fest. Zur Linken lag die mächtige Fassade einer Moschee. In langen Reihen wuschen sich die Bettler unter den Wasserhähnen, einige schliefen auf der breiten Treppe. Rechts ein Wald von Masten und Schornsteinen. Darüber stand die Sonne und ein Lärm von einer Dichte und Eindringlichkeit, daß Bubenbergs sofort heißer wurde.

Als die Verkehrsstauung sich wieder löste, ging es nach rechts in eine breite Schneise hinein, die sich zwischen den Schiffsmasten und Schornsteinen öffnete. Sie fuhr auf einen gepflasterten Steindamm hinauf. Sobald sie diesen Damm bestiegen, fühlte Bubenbergs unter sich das leise Wiegen des flutenden Meeres. Die Straße ruhte nicht auf dem festen Grunde, sie wurde von großen Eisenkähnen getragen. Das Goldene Horn mündete gerade hier in den Bosphorus.

Wasserspiegel blendeten rechts und links. Die Schiffsleiber funkelten in der Hitze. Die Umrisse des asiatischen Ufers zur Rechten und der Rias des Goldenen Horns zur Linken zerschmolzen im Sonnenbrand. Die Augen schmerzten. Bubenbergs rettete den Blick in Richtung geradeaus. Dort baute sich Pera auf, die Europäerstadt.

„Das ist ja noch großartiger als New York!“ schrie er aus freischer Begeisterung in den dicken Lärm. Gewaltige Wolkenkratzer türmten sich vor ihm auf, nicht ein Duzend, sondern gleich hundert und zweihundert. Erst als er über die Brücke weg war und das Gefährt trotz seines raschen Anlaufes mühsam in die Höhe kroch, erkannte er die optische Täuschung: Die Häuser standen dort dicht gedrängt auf steil abfallendem Gelände. Die höchsten Stockwerke reichten frei über den Horizont. Wenn man, wie er, zum erstenmal von Stambul hinüberblickte, sah es aus, als ob die hinten gelegenen Häuser in ihren Fundamenten so weit herabreichten, wie die vorne, also Wolkenkratzer mit hundert Stockwerken seien.

Die Herrlichkeiten dieser Vision mußten durch die holprige, mühselige Fahrt wieder abgearbeitet werden. Sie fuhr jenseits des Goldenen Horns durch eine Schlucht dicker Quadermauern. Türen und Fenster waren mit verschiebbaren Eisengittern gesichert. Man war hier jederzeit auf alles gefaßt. Die Fahrtechnik bestand darin, daß alle Fuhrwerke mit dauerndem Geschrei aufeinander losrauten, dann schlossen die Lenker die Augen, und durch irgend einen Zauber kamen sie dann doch noch aneinander vorbei.

In der Halle des Hotels saß Ahmed Bey. Er tat überrascht, aber er hatte augenscheinlich auf Bubenbergs gewartet. Seine kavalleristische Einheitsuniform — er trug die Kennzeichen einer ganzen europäischen Division kombiniert — hatte er abgelegt. Er war in Zivil. Sein Anzug war gut geschnitten, aber an einigen Stellen dünn und allzuviel getragen. Nachdem die hohe Lammfellmütze weg war, zeigte er eine große, aber seltsam verbeulte Stirn, mit Quer- und Längsfalten, die sie fast wie ein Notensystem durchschnitten. Er war vierzig, offenbar ein Mann von besonderer Begabung, der durch rasche Umdrehungen der Schicksalscheibe an die Außenseite geworfen und nun in Gefahr war, an einer Ecke als Baria hängen zu bleiben. Noch hatte er stehende Augen, eine beunruhigende Energie um den Mund, aber schon zeigte sich in der Farbe seines Gesichtes eine beginnende Zerstörung, die bereits den Knebelbart anfraß, der wie eine ausbrechende Flamme Bubenbergs geradewegs entgegensprang.

Ahmed begrüßte Bubenberg mit einem Zitat aus Eichen-dorff. Er zog ein Kellamheftchen aus der Tasche, das dessen Gedichte enthielt.

„Lassen Sie sich nur auf nichts ein — Sie müssen ein Zimmer nach Westen haben, mit der Aussicht auf Stambul. Trotz der angeblichen Hitze. Wozu sind Sie schon hier!“

Im Empfangszimmer arbeitete ein Grieche, der alle Sprachen beherrschte und bei jedem normalen Gaste sofort wußte, wie er ihn unterzubringen hatte. Das von Bubenberg verlangte Zimmer für eine Nacht war hier unüblich, denn wer schon kam, blieb lange. Ahmed hatte zufällig auch etwas im Büro zu tun und wechselte ein paar griechische Worte mit dem Empfangschef. Nun ging es. Bubenberg bekam Wohn- und Schlafzimmer auf der Westfront. Dann mußte er einen Aktenbogen mit vierundzwanzig Polizeifragen ausfüllen, wobei ihm wiederum Ahmed behilflich war.

„Hans von Bubenberg aus Bern.“ Der Empfangschef meinte, Bern läge in Deutschland. Ahmed wußte, was Bubenberg erstaunte, daß nicht jeder Deutscher ist, der deutsch spricht. Er belehrte den Griechen:

„Nicht jeder, der türkisch spricht, ist ein Türke. Beim letzten Armeniermassaker hat sich dies gezeigt. Wissen Sie noch?“

Der Grieche bekreuzigte sich.

Die dreieinhalb Tage in der Bahn, die Fahrt zum Minister und die erste Jagd durch Stambul hatten Bubenberg müde gemacht. Er merkte es erst, als er sich in seinem Zimmer auf einen Stuhl setzte, der nicht mehr ruckte, sondern sanft und still war. Er legte die Beine auf den nächsten und schlief sofort ein.

Als er aufwachte, war es dunkel.

Er kleidete sich rasch um. Er freute sich auf den ersten Eindruck der dämmernden Straßen, Sterne und Platanen über dem in der Ferne glitzernden Meer. Er wollte hinausgehen in den Tarimgarten, hinuntersehen auf den dunklen Spiegel des Bosphorus, in dem sich die Bilder Europas und Asiens vermählten.

Auf der Treppe begegnete ihm, wieder ganz zufällig, Ahmed Bey.

„Es ist eigentlich hohe Zeit, einen Whisky unten in der Bar zu trinken. Sie ist eine Sehenswürdigkeit. Wenn es der Diplomatie im Klub zu langweilig wird, kommen sie hierher.“

Bubenberg war nur ungern unhöflich. Einladungen zum Trinken lehnte er nie ab.

Er stellte sich unter „Bar“ einen kleinen, molligen Winkel vor, in dem sich Menschenwärme zur Gemütlichkeit sammelt. Im heißen Stambul war es anders: Hier gaben gerade Abstand und Kälte Behagen. Die „Bar“ war also ein hoher, luftiger Saal. Keine Schemel, auf denen man beieinander hockte: breite Stühle standen längs der Wände. Man streckte sich dort ungeniert aus. Ein Ventilator saugte mit seinem Luftegel die Hitze aus den Polstern.

Bubenberg ließ sich etwas steif, ohne die Beine hochzunehmen, auf einem der Sessel nieder und rauchte senkrecht in die Luft.

Der Kellner reichte ihm eine lange Karte mit englischen Bezeichnungen; nur die Pfunde, in denen bezahlt werden sollte, waren türkisch.

„Gibt es hier kein heimisches Getränk?“

Ahmed lächelte verschmigt: „Hier nicht, hier trinkt man Whisky. Drunten in Galata gibt es Döfow und Raki. Vielleicht später.“

Sie nahmen Whisky, mit Wasser, ohne Wasser, Schottischen und Amerikaner.

Die Decke des Barraumes, auf der Bubenbergs Augen spazieren gingen, ruhte auf Säulen. Sie waren hinter ihm mit Spiegeln abgeschlossen. Auf der gegenüberliegenden Wand reichten große Glascheiben bis zur Geländerhöhe. Es waren aber keine Spiegelscheiben. Bubenberg sah mit halbem Blick, daß sich dort jemand bewegte, der nicht in ihrem Barraum saß. Er war in der Stimmung, für völlig gleichgültig zu erachten, wer oder was sich dort bewege. Da aber fiel ihm auf, daß Ahmed sich

nach diesen Scheiben zu verbeugte. Er richtete sich halb auf, als er den nächsten Schluck Whisky nahm und sah: nebenan war ein Schreib- und Lesezimmer. An einem der Tische saß eine Dame und verfaßte einen Brief.

Mirimah war es nicht. Wer mochte es sein? Es war ihm nicht wichtig, aber er war unbeschäftigt. Dies ganz im Gegensatz zu der Dame nebenan, die in ihrer Arbeit völlig aufging.

Bubenberg sah ihr ganz ruhig und sachlich zu. Sie schrieb eigentlich mit dem Mund. Denn jeden Satz sprach sie halblaut vor sich hin und die ganz betonten, schönen Worte flüsterte sie in allernächster Nähe des Papiers. Ihr Mund war sehr rot und schimmerte feucht.

Ahmed sah ihn unruhig von der Seite an. Er lauerte auf das Stichwort: „Wer ist die Dame?“

Endlich konnte er auf eine gährende Frage Bubenbergs sein Wissen anbringen:

Es war Marcella Slaty, mit einem ungarischen Grafentitel, Schwester der Frau des österreichischen Militärattachés, zu Besuch seit einem Vierteljahr schon; wohnte seit einem Monat hier im Hotel. — Warum? — Ja, das sagt man nicht, man denkt es sich höchstens . . .

Marcella Slaty fühlte durch die dicke Glaswand, daß die beiden Männer von ihr sprachen. Sie hob den Kopf und warf mit einem ihr eigenen Ruck die Haare zurück. Auf der Seite ihres Herzens hatte ein dichter Haarbüsch das Vorrecht, nicht festgesteckt zu werden, sondern nach seiner Laune als Vorhang über ihr Gesicht zu fallen — dies immer, wenn sie schrieb. Ihr Haar hatte ein goldenes, leuchtendes Blond; es war trocken, locker und knisterte, wenn sie den Büschel zurückwarf. Dann änderte es auch die Farbe. In Ruhe war es hellgelb, aufgewühlt aber bekam es einen rostbraunen Schimmer. Derart große Farbunterschiede weißt sonst nur das Gefieder der Vögel auf, je nachdem, ob es glatt liegt, oder gegen den Wind steht.

Alles an ihr war offen, besonders Mund und Augen. Wenn sie sprach, saßen ihr die Worte auf der Zungenspitze; hell rollte sie das „R“.

Sobald sie den Kopf nebenan hob, sprang Ahmed auf und eilte ins Lesezimmer. Handküsse, nicht sehr viel Widerstand. Marcella steckte die Schreiberei in eine kleine Aktenmappe aus Eidechsenhaut und kam mit Ahmed in die Bar. Bubenberg wurde ihr vorgestellt. Sie zog ihre dichten ungeschminkten Augenbrauen nachdenklich in die Höhe und preßte die Luft in ihrer nicht sehr schmalen Brust angestrengt zusammen. Aus dieser Spannung heraus schaute sie ihn ein paar Sekunden an, nicht nur mit den Augen, mit jeder Faser, „sie fühlte“ ihn an. Dann ließ sie mit einem Stoß den eingepreßten Atem frei, daß ein kleiner Orkan über ihn wegfuhr und seine zarten Seidenhaare an den Schläfen erschraken.

Marcella sollte Platz nehmen. Nein. Sie dachte nicht daran. Sie fühlte sich auf einmal unbeschreiblich wohl. Sie wollte hinaus unter den Abendhimmel, in den kostbaren Schatten. Ahmed schlug eine Spazierfahrt nach Tarim vor. Sie lehnte empört ab. Das könne sie jeden Abend mit den Leuten von der Botschaft haben. Heute wolle sie arbeiten und man habe sie gestört. Jetzt müsse etwas Besonderes unternommen werden. Ahmeds Freund sähe auch nicht so aus, als ob er jeden Abend im Klub ein langweiliges Spiel zu machen gedanke.

Jeder Widerspruch veränderte sie sofort ein ganz klein wenig körperlich. Nicht nur das Gesicht, auch Haltung, Haar und Hautfarbe spielten neben ihren Wienen mit. Solange sie Bubenbergs noch ganz unsicher war, rang sie nach Luft, konnte kaum ruhig stehen, ihr Haar sperrte sich und sie mußte es fortwährend nervös streichen. Aber nach seinen ersten halbleisen, suchenden, weil von ihr beeindruckten Worten, blühte sie auf, ihre Haut wurde fest und froh, man sah, wie sich alles in ihr freute, das Blut vor allem. Bubenberg fühlte ein ganz klein wenig Verantwortung, diese Empfindsamkeit, dies Talent zur Freude, nicht zu enttäuschen.

„Wollten wir nicht noch einen kleinen Virschgang auf einheimische Getränke machen?“ sagte er zu Ahmed.

„Eigentlich nichts für die Komtesse. Eine Dame kann hier des Nachts nicht über die Straße gehen, geschweige denn in eine Kneipe!“

„Wir sind doch zwei starke Männer! Riskieren wir's!“

Marcella schaute ihn an, dankbar, schmelzend glücklich: „An meinem Stambuler Ruf ist nicht mehr viel zu verderben! Aber es muß doch sein! Wie kann ich sonst mein Buch schreiben! Ich muß doch erleben!“

Wie mußst du gerade, du mit der zarten Haut, du mit dem Schmetterlingsherzen, unter dem Tadel leiden, den du dir um einer kleinen Eitelkeit willen zuziehst! dachte Bubenbergs. Sie erinnerte ihn an den Typ der mimosenhaften Tuberfulösen in den Schweizer Luftkurorten, die auch immer das tun müssen, was ihren Husten reizt, immer sündigen und leiden. Hatte sie T. B.? Nein, ausgeschlossen. Nur im Typ!

Sie gingen nicht die große Straße hinunter, auf der Bubenbergs am Nachmittag heraufgefahren war, sondern bogen am Hotel rechts ab, folgten einer mauerbeengten Treppe und gerieten auf einen abschüssigen, schlecht beleuchteten Weg mit zer-rissenem Pflaster. Er führte an verwahrlosten, aus den Fugen geratenen Häusern entlang. Aus Angst vor dem Vornüberfallen schmiegt sie sich eng aneinander.

Das Merkwürdigste aber war, daß die ganzen Gassen lebten. Aus den Lufen und Kellervinkeln leuchteten Tieraugen. Jeder Schritt schreckte einen Hund oder eine ganze Familie aus irgendeinem Schlupfwinkel hervor. Die unheimlichen Schatten

jagten flüchtend und heulend davon. Die Dunkelheit der Nacht war durchsetzt mit einem erschreckenden verzweifelt Gebell und Geheul. Bubenbergs hatte bei Tag auf der kurzen Fahrt durch die großen Verkehrswege wohl ein paar verwahrloste Hunde gesehen. Dies fiel nicht weiter auf. Aber jetzt auf einmal brachen ganze Schwärme und Herden aus Gassen und Häusern hervor. Eine unheimliche Macht, die die nächtlichen Straßen beherrschte.

Marcella war begeistert, einen Menschen gefunden zu haben, dem dies neu war.

„Haben Sie denn nie von den wilden Straßenhunden gehört? Sie sind das Interessanteste in ganz Konstantinopel. Ein Hundestaat in der Stadt, mit Gesezen, mit Provinzen, mit Heerhunden und Polizeiwächtern — vielleicht die einzige Ordnung, die unter diesem merkwürdigen Himmel überhaupt besteht. Ich habe sie studiert. Ich kenne die einzelnen Stämme, die in den verschiedenen Vierteln leben, streng gesondert. Darüber schreibe ich doch mein Buch. Und Bion, das ist meine Schwester, erzählt immer und jedem, daß aus mir nie etwas werde. Sie hat doch die Frechheit gehabt, in der Botschaft zu sagen, daß ich nur einen Stoß weißer Blätter auf meinem Schreibtisch liegen hätte. Ich fange ja manchmal von vorn an, weil mir immer wieder der Anfang nicht mehr gefällt. Aber die Verleumdung mit den weißen Blättern ging denn doch zu weit. Ich zog eben aus.“

Fortsetzung folgt.

Nachtwanderung

Zur Heimkehr stieg ich vom Gebirge nieder,
Nacht sank herab mit schwärzlichem Gefieder;
Am Horizonte nur in grauer Ferne
Bereinzelt grühten mich verlorn'ne Sterne.

Dem Glanze nach, der über mir nicht brannte,
Schritt ich die Straße fort, die unbekannte,
Und wo die Lichter mir geschimmert hatten,
Da stieg ein Dorf hervor aus Waldeschatten.

Und was ich erst als Sternensinken schaute,
Zum lichten Fenster ward es einer Baute:
Darinnen knieten Mann und Weib, schon greise,
Der Alte sprach den Abendsegen leise.

Ernst Frei.

Mißverstanden

Von G. Bode

Das Telefongespräch begann wie so viele Gespräche unter Freundinnen:

„Hallo, Micheline, wie geht es dir?“

„Hallo, Ninon, was treibst du?“

Zwei junge Frauen plauderten über das Wetter, über Hütte und über den neuesten Gesellschaftsklatsch.

„Denk dir, Micheline, die d'Arcauts lassen sich scheiden.“

„Ich weiß, Ninon.“

„Und weißt du auch, daß Georges Frapier die kleine Simone Latour heiratet?“

„Nein. Das habe ich nicht gewußt.“

Michelines Stimme klingt auf einmal so verändert. „Ist das ganz sicher?“

„Natürlich! Simone hat es mir gestern erzählt. Er ist doch ein Freund deines Mannes, nicht wahr?“

Micheline sagte ganz leise: „Ja.“

Dann saust es in ihren Ohren und wie im Traum, in einem furchtbaren, bösen Traum, hört sie Ninons zwitschernde Stimme durch den Draht weitersprechen und vernimmt die Details dieser Nachricht, die ihre Todesnachricht ist.

„Sie wollen sehr bald heiraten. Er kann es gar nicht erwarten, sagt Simone, und er ist ganz lächerlich verliebt.“

Micheline sagt Ninon Adieu. Sie kann nicht weiter hören, sie will es auch gar nicht — all diese Lügen über Georges — denn es müssen Lügen sein, lächerliche Einbildungen. Und im gleichen Augenblick weiß Micheline, daß es Wahrheit ist, daß Georges, den sie seit zwei Jahren liebt, der sie liebt, eine andere Frau heiraten wird.

Jetzt müßte man weinen können, hemmungslos, verzweifelt laut weinen. Aber im Nebenzimmer arbeitet Francois, das Mädchen ist in der Nähe, und wenn Micheline weinte, kämen der Gatte und die Zofe erschreckt zu ihr; Micheline konnte nie weinen und lachen, wann sie es wollte — sie hatte sich gewöhnen müssen, Komödie zu spielen, zu sagen: ich gehe zum Friseur, wenn sie Georges besuchte, und wenn sie von ihm sprach, es mit der überlegenen Ruhe der Dame der großen Gesellschaft zu tun, die über einen recht netten Freund des Hauses spricht.

Zwei Jahre hat dieses Spiel gedauert. Zwei herrliche Jahre, in denen man einander liebte, einander gehörte, in denen Michelines Ehe nur aufrecht blieb, weil Georges zu arm war, um der schönen, verwöhnten Frau all den Luxus zu geben, in